



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Städten Verhandlungen vor höhern Gerichten über heimische Rechtsfälle, von denen natürlich häufig die Rede sei, gäben schon ein ganz gutes Bild von der Abstufung der Staatsgewalten, von der ein Städter in gleichem Alter keine Ahnung habe. Dr. Kornacker erbot sich, bei der nächsten Zusammenkunft diese Frage im Zusammenhange mit der nationalen Erziehung zu behandeln.

Ich bedaure lebhaft, diesen Abend nicht mehr genossen zu haben. Denn nachdem ich noch eine geraume Zeit in Intschede zugebracht hatte, mußte ich doch endlich an die Abreise denken. Der Abschied von den in ihrer Mehrzahl trefflichen Menschen, die ich in dem kleinen Orte kennen gelernt habe, wurde mir nicht leicht. Ich habe denn auch fest versprechen müssen, bei einem nächsten Ausfluge an Intschede nicht vorbeizufahren.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals Professor Ratorp. Zu den Äußerungen Professor Ratorps über unser Verhältnis zur Sozialdemokratie werden wohl auch ein paar Einwendungen gestattet sein. Die sozialdemokratische Partei soll gezwungen sein, international zu sein, weil das von ihr bekämpfte Kapital international ist. Diese Behauptung ist nicht neu, man begegnet ihr am häufigsten im Munde jüdischer Bitteraten, die sich den Massen als Wortführer aufdrängen. Leuten, die sich mit bewundernswerter Leichtigkeit heute dieser, morgen jener Nationalität anschniegen, ist solche Logik natürlich, bei einem ernstern Gelehrten darf sie befremden. Wohl alle Reformbestrebungen, die heute die Welt bewegen, sind allen zivilisierten Nationen gemeinsam, ohne daß die Verfechter und Förderer deshalb die eigne Nationalität aufgäben. Das Verwerfliche des Internationalismus unsrer Sozialdemokraten besteht aber darin, daß sie sich des Vaterlandsgefühls entäußern. Und zwar, was nicht zu oft wiederholt werden kann, ist dies nur bei den Deutschen der Fall, während ihre Bundesgenossen in andern Ländern nicht aufhören, Franzosen, Engländer, Slawen u. s. w. zu sein und sein zu wollen, wenn sie auch den Streikenden in Deutschland Geldmittel spenden. Der Internationalismus ist die nächste Brücke zum Anarchismus. Nicht gegen „das neue deutsche Reich und dessen Politik“ allein wühlen unsre Sozialdemokraten, sondern gegen ein deutsches Reich überhaupt!

„Die Entscheidung darüber, was eigentlich national, was deutsch sei, bleibt dem Gefühl überlassen“; gewiß, und wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdetz nicht erjagen, mit oder ohne noch so scharfsinnige und spitzfindige Erörterungen. Als die sozialistische Bewegung begann, standen die Führer und ihre Anhänger auf nationalem Boden, erst der Sieg der Marxschen Grundsätze hat das Vaterlandsgefühl der Massen untergraben. Überhaupt vermissen wir die Unterscheidung zwischen Sozialismus und Sozialdemokratie. Sozialistisch gesinnt ist gegenwärtig ohne Zweifel der beste Teil unsers Volkes, ohne deshalb die Zwecke und die Mittel der sozialdemokratischen Partei zu billigen. Ratorp selbst deutet das durch die Art der Er-

wählung von Bebel und Konforten an; aber deren Geboten folgt ja die ganze Partei, und die ihnen nicht folgen, stehen schon mindestens mit einem Fuße im Anarchismus. Mit der Partei „Verständigung suchen,“ wie Göhre, oder „sich ihr anschließen,“ das ist doch etwas himmelweit verschiedenes. „Man kenne erst einmal das Elend der untern Klassen in seiner ganzen erschütternden Größe.“ Sowohl, aber man mache sich auch mit dem Hochmut und Übermut bekannt, die in Schichten groß gezogen worden sind, die keineswegs im Elend leben, man übersehe nicht die Verblendung und Hartnäckigkeit, mit der jede Hand, die wirkliche Besserung der Zustände bieten möchte, zurückgestoßen wird. Jetzt ist die Verwirrung in den Köpfen grenzenlos: haben doch streifende Maurergesellen in Wien ganz naiv von der Polizei verlangt, sie solle den nicht den Ausstand mitmachenden das Arbeiten verbieten. Welch ein Unfimm ist die Forderung durchgängig nur achtfündiger Arbeitszeit! Arbeitet nicht jeder von uns länger? Was würden sie sagen, wenn sich der Arzt weigerte, bei Nacht zu helfen, weil er seine acht Stunden schon geleistet habe? Und vor der Hand wird es doch erlaubt sein, unter den Begriff Arbeit noch andre Thätigkeiten zu bringen, als die in Werkstätten, Redaktionen von Arbeiterblättern und auf Rednerbühnen.

Daß höhere Bildung nur den höhern Klassen zugänglich sei, läßt sich doch heutzutage nicht mehr im Ernst behaupten, und wer den Verhältnissen nahesteht, wird wahrscheinlich, wie wir, die Beobachtung angestellt haben, daß die Verdreifachung höherer Unterrichtsanstalten, die Verbilligung des Schulbesuchs, die ungeheuren Summen, die aus öffentlichen und Privatquellen für Stipendien u. s. w. aufgewandt werden, sehr wesentlich zur Erhöhung der Unzufriedenheit beitragen; und es heißt doch die Menschennatur gründlich verkennen, wenn man einen Zustand überhaupt und vor allem für die Dauer möglich glaubt, in dem größeres Kraftbewußtsein freiwillig darauf verzichten werde, auch größere Geltung zu beanspruchen. Das Verhältnis von Befehlenden und Gehorchenden wird sich stets wieder ausbilden müssen, und es ist nicht, wie man aus Ratorps Worten herauslesen könnte, gleichbedeutend mit dem Verhältnis von Ausbeutern und Ausgebeuteten. Oder nehmen nicht jetzt schon die sozialdemokratischen Reichstagsmitglieder die Stellung einer Aristokratie in der Partei ein?

Eine Verständigung ist möglich, aber nur auf nationaler und christlicher Grundlage. Freuen wir uns daher, daß die deutsche Burschenschaft, den alten Prinzipien treu, das Vaterland mit ganzen Herzen festhält, und hoffen wir, daß es gelingen werde, auch die Lohnarbeiter wieder zu der Einsicht zu bringen, wohin die vaterlandslosen „Konfessionäre“ und Genossen sie führen wollen.

Sport und Wissenschaft. „Der Wiener Theateragent Stubenvoll unterhandelt mit den geretteten Höhlenforschern, um dieselben zur Darstellung eines textlich-musikalischen Vorspieles eines Dramolets zu gewinnen, in welchem ihre Erlebnisse geschildert und welches mit einer Apotheose auf (!) den Kaiser geschlossen werden soll.“ So wird der Wiener Neuen Freien Presse unter dem 8. Mai aus Graz geschrieben. Der Berichterstatter vermutet, daß die Geretteten das Anerbieten wohl ablehnen würden, und das ist, wie am nächsten Tage gemeldet wurde, in der That geschehen. Aber weshalb nur? Eine solche Schaustellung würde doch den passendsten Abschluß der „Hex“ gebildet haben, wie die „Forscher“ ihr Abenteuer genannt haben, die auch über die Sorge, die sich andre ihretwegen gemacht haben, spotten sollen. Man weiß, was der Österreicher unter „Hex“ versteht: einen Miß, einen aufsehenmachenden übermühtigen Streich, einen Aufstau und dergleichen mehr.

Man wird gutthun, das genannte oder ein andres Wiener Blatt der ersten Maiwoche aufzubewahren, da die vermutlich in allen gleich umständlich erstatteten Berichte vom „Lugloch“ dereinst schätzbares Material zur Kulturgeschichte unsrer Zeit bieten werden. Sie zeigen, welchen Umfang die Zeitkrankheit Sport angenommen hat, wie viel persönlicher Mut, Kraft, Ausdauer, Geld und Zeit ihr geopfert wird, und wie schnell die Welt bereit ist, daraus Opfer im Dienste der Wissenschaft zu machen.

In Graz giebt es zwei Vereine von „Höhlenfreunden.“ Ob ihnen auch Männer angehören, die imstande wären, aus der Durchforschung von Höhlen für die Erdkunde, die Naturwissenschaften, die Archäologie Gewinn zu ziehen, wird nicht ersichtlich, wohl aber, daß der Gesellschaft, die mit unerhörtem Leichtsinne bei den ungünstigsten Verhältnissen die Expedition unternommen hat, kein Anspruch auf solche Bezeichnung zukommt. Sie riskirte Gesundheit und Leben eingeständnermaßen, um dem andern Verein zuzukommen! Die Wissenschaft hat also mit dem Unternehmen nicht mehr zu schaffen als mit zahllosen Bergbesteigungen, die von unerprobten, ungenügend ausgerüsteten „Touristen“ versucht werden, und zwar auf den gefahrvollsten Stellen, aus keinem andern Grunde, als weil dort noch keine Erstkletterung einer Felsenspitze geglückt ist, die übrigens auf bequemen Wegen erreicht werden kann, und die oft nicht einmal eine Aussicht gewährt, höchstens das erhebende Bewußtsein, oben gewesen zu sein. Aber ob gelungen oder mißlungen, auf einen Erfolg kann der Wagehals mit Sicherheit rechnen: er ist tot oder lebendig eine Zeit lang der Held des Tages, so gut wie der hirnerbrannte Geselle, der in ein beliebiges Haus eine Bombe wirft. Und eine Ähnlichkeit besteht auch darin, daß so häufig Unschuldige ins Unglück gestürzt oder doch in Trauer versetzt werden. Die Grazer „Höhlenforscher“ ließen Frauen und Mütter in Verzweiflung zurück, sie nahmen frevelhafterweise einen Knaben mit, der wahrscheinlich sein Leben lang an den Folgen der „Hex“ zu tragen haben wird; eine große Zahl brave Männer, die wahrlich dem Bartolommeo Kubele von Verona an die Seite gestellt werden können, setzen in andauernder übermenschlicher Anstrengung für die Rettung der Eingeschlossenen Gesundheit und Leben aufs Spiel. Und während dessen muß der Telegraph Tag und Nacht spielen, in vielen langen Spalten wird täglich aller Welt nicht allein über die Aussichten der Rettungsversuche, sondern über die Persönlichkeit der kühnen Forscher, endlich über jedes von ihnen gesprochne Wort berichtet, den Behörden werden heftige Vorwürfe gemacht, daß sie nicht zeitig genug alle erdenklichen Mittel aufgeboten haben: die Regierung hat wieder einmal gezeigt, daß sie — die wissenschaftliche Arbeit nicht zu würdigen weiß!

So lebhaft sich das Mitgefühl für die scheinbar einem fürchterlichen Tode preisgegebenen äußern durfte, so wird doch jedermann zugeben müssen, daß in alledem eine arge Übertreibung zu Tage tritt. Gewiß hat es etwas erhebendes, daß unsre Zeit über so viel Heldennut verfügt, liefert doch jeder Tag Beispiele von aufopfernder Pflichttreue. Nicht nur der Krieg liefert sie. Der Soldat, der sich allein einer fanatischen Masse entgegenwirft oder auf einem gefährlichen Posten, z. B. an einem Pulverturm, Nachtwache hält, der arme Teufel von Bergführer, der um das tägliche Brot für die Seinen sich einer Gesellschaft von Alpensejzen verdingt und durch den Fehltritt eines von ihnen mit in den Abgrund gerissen werden kann, der Schiffer, der Schwimmer, der sich entschlossen in den Strudel stürzt, um ein Menschenleben zu retten, sie alle und viele andre verdienen, daß wir ihnen hohe Achtung zollen. Aber für leichtfertige Touristen, Sonntagsbergsteiger u. dgl. haben wir nichts übrig, und den Behörden kann nicht die Verantwortung für deren Schicksal aufgebürdet werden.

Vor allem sollte die Wissenschaft ernstlich die Freischärler von sich abschütteln. Die Anthropologie ist da in erster Linie beteiligt. Dem Dilettanten mag der Triumph gegönnt werden, wenn er bei einem der findigen Fabrikanten von „Prähistorischem“ ein alle bekannten um mehrere Millimeter überragendes Feuersteinmesser entdeckt oder eigenhändig Knochenüberreste von der Mahlzeit einer Zigeunerfamilie ausgegraben hat; nur fördere man nicht die Einbildung, daß dergleichen für die Wissenschaft auch nur soviel bedeute, wie etwa die wilde Medizin eines Pfarrer Aneipp. Sonst können wir noch erleben, daß gebildete Fleischknechte sich an pathologisch-anatomische Studien machen und sich an ärztlichen Kongressen beteiligen. Ebenso sollten sich manche Behörden und Landesversammlungen etwas weniger bereitwillig in der Anerkennung des wissenschaftlichen Wertes von Liebhabereien und Moden des Tages zeigen. Die Pferderennen z. B., bei denen sich die „Creme“ und die Grundsuppe der heutigen Gesellschaft, Koftkäufer, Falschspieler, Taschendiebe, Cocotten u. s. w., zusammenfinden, und die dem Spielteufel Opfer zuführen, würden viel eher hohe Besteuerung als Unterstützung aus öffentlichen Mitteln verdienen, denn auf die Pferdezuucht, die immer den Namen hergeben muß, könnte doch nur die Erprobung von Ausdauer Einfluß haben, nicht die aufs äußerste gesteigerte Geschwindigkeit. Und vor allem gewöhne sich die Presse ab, jeden öffentlichen Anflug und jedes Unternehmen von müßigen Leuten wie wichtige Ereignisse zu behandeln. Wieviel nützlichcs könnte geschaffen werden, wenn die heutzutage so oft vergeudeten Menschenkräfte und Geldmittel vernünftigen Zwecken zur Verfügung gestellt würden!



Litteratur

Fünzig Jahre aus meinem Leben von Richard Freiherrn von Strombeck, Generalmajor z. D. — Erinnerungen aus meiner Dienstzeit von Richard Berendt, Generalmajor z. D. Leipzig, Fr. Wih. Grunow, 1894

Zwei prächtige Soldatenköpfe und Herzen sprechen den Leser aus diesen zwei kleinen Büchern an, Vertreter des Offizierstandes, wie er sein soll und bei uns zum Glück wohl größtenteils auch noch ist, sodaß jeder daran seine Freude haben und sich erfrischen muß, er mag das Militär lieben oder nicht. Beide Verfasser haben alles erlebt, was sich in den letzten vierzig Jahren beim preußischen Heere erleben ließ, haben mit offenen Augen und scharfem Verstande beobachtet und verstehen schlicht, knapp, packend und mit gutem Humor zu erzählen. Wertvolle Beiträge zur Kriegsgeschichte, und zwar zum französischen Feldzuge, enthält namentlich die Schrift von Berendt, während sich Strombeck, der seine Kriegstagebücher besonders herausgegeben hat, in dieser Beziehung kürzer faßt. Dagegen verdienen bei diesem die trefflichen militärischen Lebensregeln Beachtung, die er zunächst für seinen ältesten Sohn niedergeschrieben hat.

